

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1925

8.2.1925

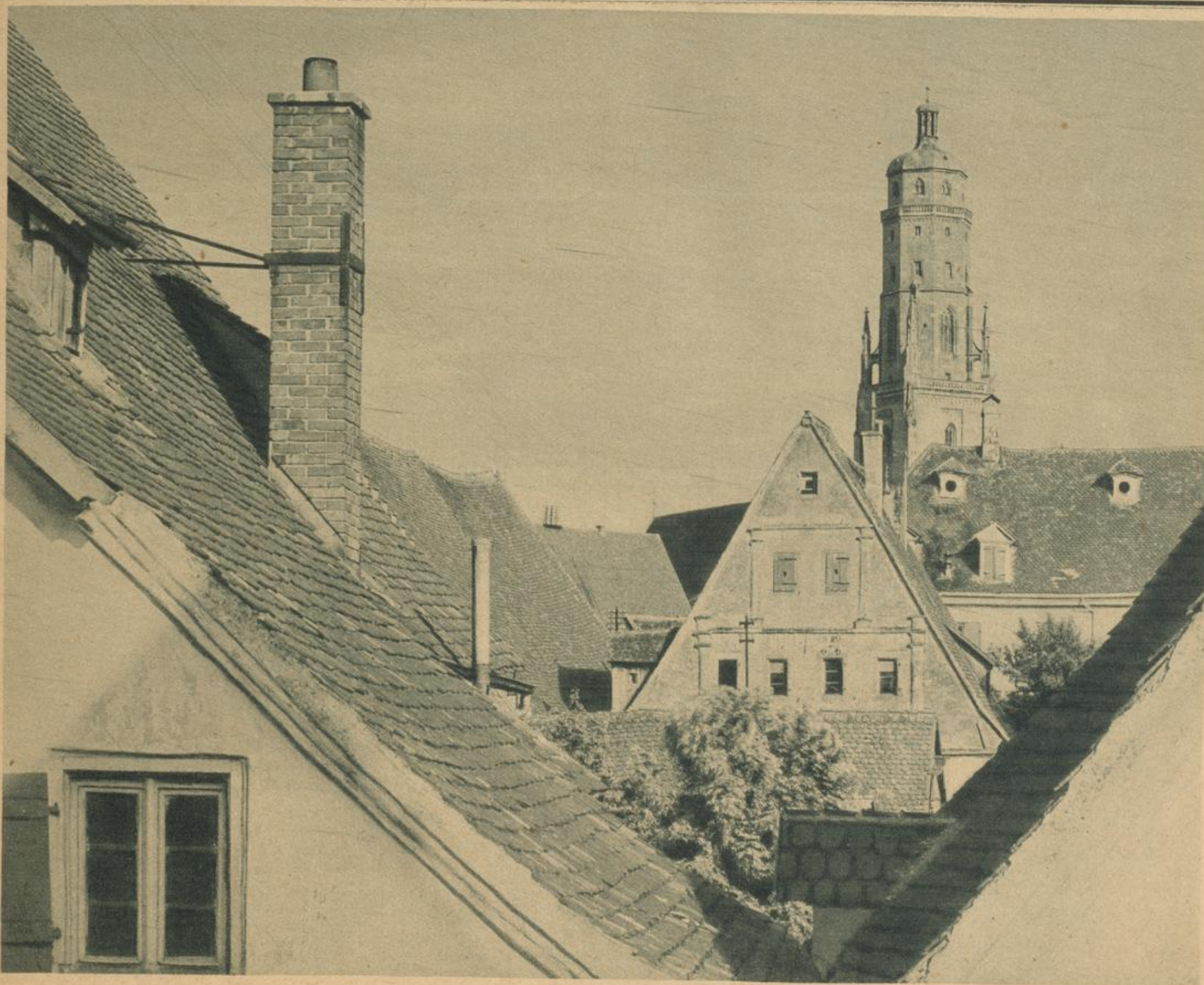
Illustrierte Beilage

Neues Mannheimer Volksblatt

Nr. 6

Sonntag, den 8. Februar

1925



Nördlingen

Blick vom Wehrgang der alten Stadtmauer auf die Giebedächer und die St. Georgskirche

Hansle Himmelreich

Erzählung von Hans Alfons Dürr

I.

Wenn man Hansle Himmelreichs Geschichte erzählen will, dann muß man mit seiner Mutter anfangen, mit Veronika Himmelreich, und außerdem noch einige Worte vom Schloßbauern, seinem Vater, sagen.

Andreas Himmelreich war ein reicher, stolzer Bauer in der Donaugegend, wo der Fluß erst anfängt, ein richtiger Fluß zu werden. Der Hof lag über dem Tal dicht unter den Leberresten des alten Grafenschlosses, das Berg und Hof den Namen gab. Unten zog die Donau durch Schilf und Weiden an riesigen Eschen vorbei in übermütig geschlungenen Linien durch das weite Nid. Am Fuße des Schloßberges führte die lange Dorfstraße hin, an der rechts und links, von großen Gärten unterbrochen, die einzelnen Häuser und Höfe lagen. Die Kirche, mit dem hohen, mit einem Zwiebeldach gekrönten Turm, stand auf halber Höhe am steilen Weg, der zum Schloßberg führte.

Auf dem Schloßberg war außer dem Schloßhof nur noch die Oberförsterei, ein altes düsteres Ge-

Sonst hätte sie, wie sie oft sagte, Heimweh bekommen. Wenn es hell Wetter war, sah sie sogar die einzelnen Häuser ihres Heimatdorfes. Neben der Kirche schaute der weiße Giebel ihres Elternhauses aus dem Häuflein Häuser hervor. Das waren dann immer Stunden süßer Erregung für sie, denn die Ferne ließ ihre Schleier fallen und zeigte der stillen Frau die Heimat, wo es stiller zugegangen war als auf dem Schloßhof, wo man mehr Liebe gehabt hatte. Sie liebte ihren Mann, und wußte auch, daß er sie in seiner Art lieb hatte. Aber das stille Miteinanderleben, das sie von daheim gewöhnt war, gab es im Schloßhof nicht. Der Bauer konnte poltern und wettern, wenn er es nicht einmal so ernst meinte. Aber das verschüchterte die stille Frau, und sie wurde noch stiller und tat ruhig und gewissenhaft ihre Pflicht. Nur wenn die Ferne ihre duftigen Schleier fallen ließ, leuchteten ihre Augen und ein seliges Lächeln spielte um ihren Mund. Sie schaute das nahe Bild der alten Heimat, und dann traten ihr wohl die Tränen in die Augen. Das mißfiel dem

Mutter begraben... Und wenn ich einmal sterben muß, dann möchte ich auch dort ruhen... Seht, das Dorf unten am Berg, das ist meine Heimat... Gelt, sie liegt schön?"

Das erste Mal hatten die Buben andächtig aufgehört, als die Mutter sprach. Aber je öfter sie ihnen die Heimat zeigte, desto gleichgültiger wurden sie. Franz, der Älteste, hatte sogar einmal led gesagt: „Mutter, jetzt hast uns schon oft den Bussen gezeigt, ich hab' genug.“ Dann war er davongegangen, und sein Bruder Karl ihm nach. Diese ledte Rede hatte der stillen Frau einen Stich ins Herz gegeben, sie blieb allein zwischen den Mauerstüden des alten Schlosses sitzen und weinte. Von da an hatte sie ihren Buben nie mehr die alte Heimat gezeigt. Sie fühlte, daß die Heimat, welche sie verlassen hatte, keinen solchen Reiz und Wert für ihre Kinder hatte, wie für sie. Sie hatten ihre Heimat, in der sie geboren waren, wo sie lebten und später arbeiteten. Sie konnten ihnen wegen ihres Benehmens kaum böse sein, wenn gleich es ihr sehr wehe tat. Von Tag zu Tag aber



Ehrwald (Tirol)

Die Pestkapelle mit Blick auf die Zugspitze. Auf dieser Seite wird d. Zt. die österreichische Seilsehwebebahn erbaut

Foto A. Sonnweber, Ehrwald

bäude, das allein noch vom Schloß übrig war. Ein kleiner, von halbzerrfallenen Mauern eingeschlossener Park umgab die Oberförsterei. Der übrige Schloßberg gehörte dem Schloßbauern, der sogar die größere Hälfte der Ruine sein eigen nannte. Darauf war Andreas Himmelreich besonders stolz. Er fühlte sich hier oben wie ein Graf und konnte auf die Bauern im Tal hinunterschauen. Sein Hof war der größte weit und breit, und sein Stolz auch.

Des Schloßbauern Name, Andreas Himmelreich, hatte überall einen guten Klang. In seinem Hof schaltete er wie ein König, und seine Donnerstimme ließ die Stallbuben jäh zusammenfahren. Selbst die Großknechte duckten sich und wagten höchstens in der Wirtschaft über ihn zu schimpfen, wenn sie wußten, daß der Schloßbauer nicht in der Nähe war. Aber trotz alledem hielten sie alle länger als auf den anderen Höfen aus, weil die Kost gut, der Lohn groß, und auch ein Feierabend war. Die Mägde hielten es ebenso; es war nicht bekannt, daß sie auf dem Schloßhof auf jeden Martinstag wechselten. Denn sie hätten sich keine bessere Bäuerin wünschen können.

War der Schloßbauer noch so stramm und manchmal hart und grob, so war die Bäuerin gerade das Gegenteil von ihm: eine stille Frau, die sich in allem fügte. Sie stammte aus einem Dorfe am Fuße des Bussen. Vom Schloßberg aus sah sie Tag für Tag den Bussen in blauer Ferne ragen, und das war gut.

Schloßbauer; er schimpfte vor sich hin, aber er getraute sich nicht, seinem Weibe selbst Vorwürfe zu machen. Er schimpfte auf das klare Wetter, weil es Regen brachte. Am meisten verwünschte er es in der Ernte, weil er da keinen Regen brauchen konnte. Die Schloßbäuerin merkte wohl, daß das Schimpfen auf das klare Wetter eigentlich ihr galt. Doch sie ließ sich nicht abhalten, nach der Heimat zu schauen, sobald die blauen, duftigen Schleier der Ferne fielen. Hierin hatte sie ihren eigenen Willen, eher hätte man sie blenden dürfen, als ihr verbieten, nicht mehr nach der Heimat zu schauen. Sie bekam zwei Buben. Nun verwuchs die stille Frau etwas enger mit der neuen Heimat. Aber sie liebte trotzdem die klaren Tage, wenn der Bussen zum Greifen nahe war und die Häuser des Heimatdorfes fast gezählt werden konnten.

Als ihre Buben in das verständige Alter kamen, führte sie dieselben aus dem Hause; denn das Wetter war klar. Sie ging mit ihnen in die Ruine hinauf, von wo der Blick das ganze Donautal hinaufschweifen konnte, und wies ihnen die Heimat. Es war ihr, als vertraute sie ihnen ein heiliges Geheimnis an, als die blaue Ferne ihre Buntortore öffnete. Ihre Stimme zitterte vor heiliger Erregung, als sie zu ihnen sagte: „Seht, Kinder, das ist der Bussen. Ihr seht die Kirche droben, dort bin ich getauft worden, dort habe ich oft gebetet. Und rings um die Kirche ist der Gottesacker, dort liegt meine

fühlte sie mehr, daß ihre Söhne ihr immer unähnlicher wurden, sowohl im äußeren als auch im Wesen. Sie waren ganz wie der Vater: laut, lebendig, manchmal auch grob und frech; schon in jungen Jahren stolz und sich bewußt, daß sie die Söhne des reichen Schloßbauern waren. Sie hatten Freude an den Pferden, an den Ausgelassenheiten der Knechte und Mägde und folgten wie zwei treue Hunde Schritt auf Schritt ihrem Vater, der nie die Hochtiefel vom Fuß brachte, als wenn er zu Bett ging. Der Schloßbauer liebte es so. Er war froh, daß seine Buben nicht das grüblerische Wesen der Mutter hatten. Je größer die Jungen wurden, desto einsamer wurde die Mutter wieder. Die neue Heimat, in welche sie mit ihren Söhnen hineinzuwachsen glaubte, wurde ihr wieder zur Fremde. Und so liebte sie die klaren Tage wieder mehr; wenn der Bussen aus dem Dunstschleier trat, dann war ein glückseliges Lächeln auf ihrem Gesicht. Doch wenn der Donaubel Tage und Wochen wie ein dicker, undurchdringlicher Schleier vor ihren Augen hing, dann ging sie gedrückt und noch stiller als sonst im Haus umher, denn ihre Seele war krank, weil die fern leuchtende Heimat ihren Wunderglanz nicht hineinstrahlte.

So vergingen einsame Jahre. Aber all die Jahre trug sie, nachdem sie gesehen hatte, daß ihre Söhne ihr ganz unähnlich geworden waren, den stillen Wunsch in sich, ein Kind zu bekommen, das ganz ihr gleich.

Als Franz schon fünfzehn und Karl schon dreizehn Jahre alt waren, fühlte sie, daß ihr heißer Wunsch sich an ihr erfüllte. Ihr ganzes Fühlen und Denken gehörte nun dem Kinde, das unter ihrem Herzen wuchs. Sein liebes Kinder Gesicht schwebte Tag und Nacht vor ihren träumenden Augen, es mußte ihr gleichen, ganz so aussehen, wie sie es sich dachte, wenn es einmal lebendig an ihrer Brust lag. Es war im Sommer, als sich ihre letzten Monate vollendeten. Sie saß oft oben zwischen den Mauern. Die Sommer Sonne übergoß ihren Leib, der ihr süßes Geheimnis barg. Ihr Mia wanderte zurück von der fern leuchtenden Heimat und senkte sich auf das werdende Kind, über dem sich wie im Gebet ihre schmalen Hände kreuzten. Es waren das Augenblicke seliger Erregung, und es war ihr, als müsse sich ihre Seele ganz und gar ihrem Kinde mitteilen, als müsse es vollständig ihr gleichen, dem Neulernen und dem Wesen nach. Es mußte die Sonne lieben, das stille Träumen, die klaren Tage und ihre alte Heimat. Dann kam der Tag der Schmerzen. Die Schreie der Wöchnerin klangen schrill durch das Haus, wo die Mägde scheu miteinander tuschelten. Der Schloßbauer war mit seinen Söhnen und den Knechten in aller Frühe auf das Feld gegangen, um das reife Korn zu schneiden.

Die Schloßbäuerin lag in ihren Schmerzen; ihre Augen waren geisterhaft weit geöffnet und ihre weißen, durchsichtigen Hände gruben sich in die Kissen. Es war ihr, als ob ihr ganzer Leib auseinanderbrechen wollte. Das Weib wimmerte und seufzte: Mein Gott! mein Gott! Welche Schmerzen machte ihr das Kind, das sie vom ersten Tag der süßen Erkenntnis mit all ihren liebenden und sorgenden Gedanken umgeben hatte! Mein Gott! mein Gott! Sterben

Da fängt der Schmerz von neuem an: der Schweiß perlt von ihrer Stirn, ihr Leib bricht und ein gellendes Schreien erfüllt die Schlafkammer. Es ist vorüber. Sie liegt wie tot — fast ohne Besinnung. Und als sie wieder die Augen aufschlägt, sieht sie ihr Kind. Ja, es sah so aus, wie sie es sich erträumt hatte. ... Es wird auch von ihrer Seele haben. ... Und das ermattete Weib hatte nach all den gräßlichen Schmerzen ein glückseliges Lächeln auf dem bleichen Gesicht

Dem Schloßbauer war der späte Kinderzuzuwachs nicht so ganz recht, weil seine Pläne dadurch über den Haufen geworfen wurden. Er hatte sich schon lange ausgedacht, wie seine zwei Söhne einmal ausgestattet werden sollten: der älteste sollte Schloßbauer werden und der zweite sollte auf einen Hof über der Donau drüben heiraten. Dort war nur eine Tochter vorhanden, die zwar einige Jahre älter als Karl war, aber was machte das? Die beiden Väter waren über den Handel einig. Die Kinder würden auch nichts dagegen haben. Also die beiden jungen Schloßbauernbuben waren versorgt. Und nun kam ein dritter. Das paßte nun nicht in die Rechnung Andreas Himmelreichs. Mißmutig ging er im Hof herum und polterte im Stall und in der Scheuer. Doch wenn er ins Haus trat, ging er fast auf den Zehenspitzen, denn er wußte, daß sein Weib sehr schwach und müde in den Kissen lag. Die Hebamme hatte ihm gesagt (und die mußte es wissen), es sei eine schwere Geburt gewesen, und vielleicht könne der Schloßbäuerin ihr ganzes Leben etwas davon bleiben. ...

Die Schloßbäuerin hätte sogar sterben können. Daran dachte Andreas Himmelreich, als er möglichenfalls geräuschlos in die braunschwarz gefärbte Stube trat. Sterben dürfte sie nicht. ... Er fühlte, daß er sein Weib, das so ganz anders als er war, dennoch sehr liebte. In dieser weichen Stimmung, die über ihn kam, jöhnte er sich fast mit der Tatsache aus, daß seine Pläne über den Haufen geworfen waren. Andreas Himmelreich setzte sich fast ohne Veräusch an den eichenen schweren Tisch, denn gerade über ihm in der Kammer lag sein Weib mit ihrem Kind. Andreas Himmelreich stützte seinen breiten Kopf in seine harten Hände und überlegte. ... Immer wieder kam er zu dem gleichen Ergebnis: Franz wird Schloßbauer und Karl heiratet auf den Hof im Nachbardorf. Dabei bleibt's! Und zur Vertätigung wollte er eben seine schwere Faust auf den Tisch schlagen, da kam es ihm: Herrgott, er mußte ja mäuschenstill sein. Aber sein Arm war schon im Schwung, er machte eine hohle Hand und schaute eine Mücke, die vor ihm gemächlich über den glänzenden Tisch kroch, zerdrückte sie zwischen den Fingern und warf sie zermalmt auf den Boden. ... Aber dieser dritte Bube, der droben bei der Mutter lag und von dem er noch nicht einmal recht wußte, wie er aussah. ... Was sollte er mit ihm anfangen? Andreas Himmelreich wollte sich darüber klar sein. Er konnte ihn ja vielleicht studieren lassen, Pfarrer werden lassen. Das wüßte auch

nicht so viel. Und eine Ehre war es auch für ihn, den Schloßbauern. Er hatte dann auch einen Herrn! Damit war sein Weib sicher einverstanden, und er freute sich, ihr einmal eine Freude machen zu können. Das war eine Lösung. Der Schloßbauer erhob sich befriedigt und machte einige feste stolze Schritte nach der Türe hin. Aber plötzlich erinnerte er sich wieder, daß sein krankes Weib oben lag. Er ging auf den Zehenspitzen, so gut er dies in seinen Rechstiefeln fertig brachte, aus der Stube, hinaus in den Hof, wo die Knechte den während der Ernte zu einem Berg angewachsenen Düngerhaufen abhoben und den rauchenden Mist auf den Wagen luden und dann fest und glatt pritschten, daß jeder Wagen aussah wie ein großer, braunschwarz glänzender Sarg. Es regnete, und so war ein Grund, weshalb der Schloßbauer schlechter Laune war; aber als er jetzt in den Hof trat, spielte um seinen glattrasierten Mund ein zufriedenes Lächeln. Auch sein dritter Sohn war ja versorgt: er mußte Pfarrer werden. Der Bauer trat lachend zu den

sie ihn in die Trümmer des alten Schlosses hinauf und zeigte ihm den Bussen und ihre Heimat, denn es war ein klarer Tag. Und dabei sprach sie so schön wie die Fee im Märchen. ... Der stille Bube lauschte, und seine blauen, hellen Augen schauten unverwandt in die blaue Ferne, wo der Bussen stand und die Dörfer im Kreise herumlagen. ... Die weißen Wolken fuhren alle nach dem Bussen, und die Schloßbäuerin erzählte dem Buben, daß die Wolken Schiffe seien, die vom Himmel kämen. Darin fuhren die Engel, die der liebe Gott in die Bussenkirche schickt, damit sie dem lieben Heiland Gesellschaft leisten; denn der liebe Heiland sei die ganze Woche allein, weil die Menschen nur an den Sonntagen zu ihm heraufkämen. ... Hansle wäre gern mit diesen weißen Schiffelein gefahren, die so langsam durch den blauen Himmel glitten und immer die Bussenkirche berührten, damit die Englein aussteigen und durch den Glodenturm in die Kirche hinabschweben konnten. ...

Die Schloßbäuerin machte es oft so, und Hansle hatte nie genug, sondern er schaute wie die Mutter gerne in die Ferne, wenn sie ihre Schleier fallen ließ. Dann kam er oft selbst zu der Mutter und sagte mit einem verheißungsvollen Lächeln zu ihr: „Mutter, der Bussen ist klar und nah zum Greifen, komm, wir wollen in die Ruine hinaufgehen!“ Dann lächelte die kranke Frau glücklich und ging so rasch sie konnte mit ihrem Sohne zu dem Aussichtspunkte: denn wer weiß, ob nicht bald wieder ein Nebelschleier sich vor die Ferne hängt? Nun war die Schloßbäuerin nicht mehr einsam, denn Hansle war ihr gleich, er liebte das, was sie liebte!

Aber sie war krank; sie war allmählich wie ein feines Glas, das bei der leisesten Berührung zum Schwingen und Klingeln kommt, aber auch immer nahe am Zerspringen ist. Sie lebte nur noch ihrem Hansle, und ihre Seele war ganz angefüllt von den sorgenden Gefühlen für ihn. ... Sie war oft tief bekümmert, wenn sie daran dachte, wie der stille Bube einmal, wenn sie gestorben sei, unter der rauhen Art seines Vaters und seiner Brüder zu leiden haben werde. Täglich betete sie zu Gott, er möge ihr Lebensstämmchen noch solange nähren, bis Hansle herangewachsen sei. Ihr höchstes Glück wäre es, ihn nach Beendigung seiner Studien zum ersten Male Messe lesen zu sehen. ... Aber sie fühlte selber, daß ihr schwacher Leib sich verzehrte. Jede rauhe Berührung von seiten ihres Mannes und ihrer beiden ältesten Söhne gab dem zerbrechlichen Gefäß ihres Körpers einen Riß, bis es endlich zerbrach.

Als Hansle schon einige Jahre in die Schule ging, legte sie sich zum Sterben. „Hansle, Hansle,“ sagte sie noch mit matter Stimme, „ist das Wetter klar? Sieht man die Heimat?“ Hansle schluchzte: „Ja, Mutter, der Bussen ist so nah, und das Dorf sieht man wie noch nie.“

„Dann muß ich sterben, Hansle, sie holt mich, die Heimat.“

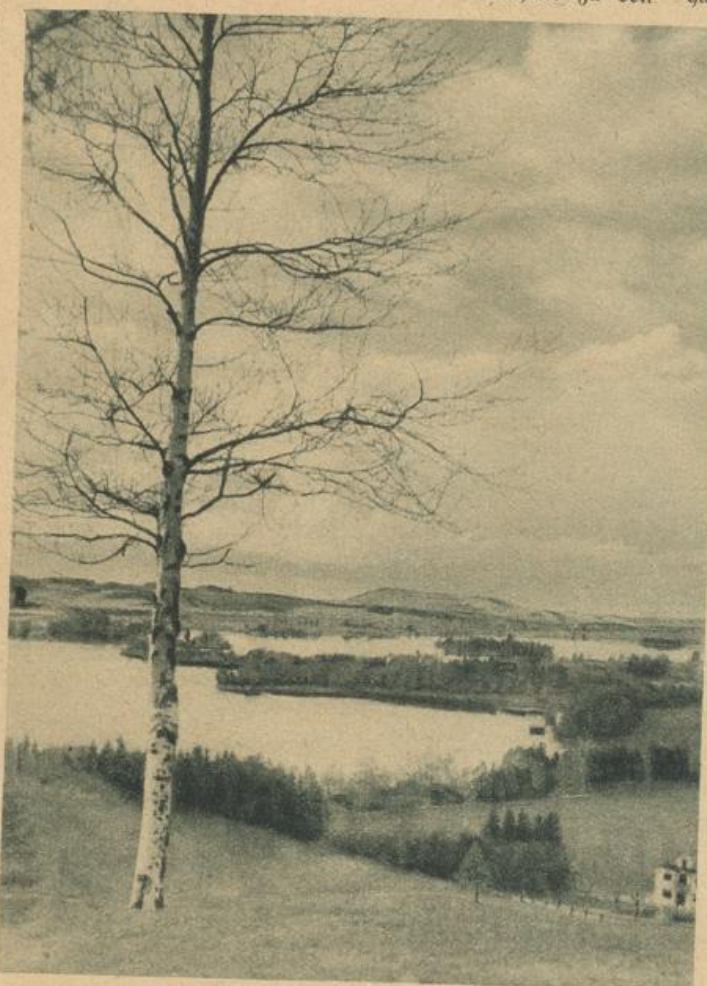
Ihre Gedanken gingen nicht mehr davon ab. Sie bat, man möchte ihr Bett so stellen, daß sie durch das Fenster hindurch den Bussen und ihr Heimatdorf sehen könne. Der Schloßbauer und seine beiden ältesten Söhne hoben die Bettstelle mit der Kranken, stellten sie dem Fenster gegenüber und gingen dann so leis sie konnten, aus der Kammer. Nur Hansle blieb und zog die Vorhänge am Fenster zurück, so daß der Ausblick frei war.

Die Ferne hatte ihre Dunstschleier fallen lassen; der Bussen war so nah, daß man fast die einzelnen Grabsteine um die Kirche unterscheiden konnte, und das Dorf am Fuße des Berges war so nah, daß man die Menschen durch die Gassen gehen zu sehen meinte.

Die Schloßbäuerin schaute mit verklärten Blicken in die Ferne. ... Hansle war es, als ob ein lichter Schein sich um ihr bleiches Gesicht ziehe, in dem die weitgeöffneten Augen wie zwei flackernde Kerzen brannten, die am Verlöschchen sind. ...

Plötzlich richtete sie sich empor und streckte die Arme aus; ihre Augen wurden noch weiter und schauten in starrem Glanz durch das Fenster. Und mit leiser Stimme, die fast nur mehr wie ein Hauch war, sagte sie: „Hansle, sieh die Kirche und die Gräber... und die Leute im Dorf... alle schwarz... sie gehen den Berg hinauf und beten... Und die Gloden läuten, die Gloden vom Bussen, hörst du sie, Hansle? Sie rufen mich... Siehst du die schwarzen Leute?... Sie winken mir... Der Totengräber steht am Grab... Sie warten... Der Pfarrer... alle warten... Hörst du die Orgel? O die alte Orgel... Und die Gloden läuten immer noch... Ich komme, ich komme!“

(Fortsetzung folgt.)



Das Land wartet auf Schnee

Knechten und sagte: Am Sonntag wird gefeiert, habt ihr verstanden? Da ist die Tauf-, 's kommt mir auf nichts an. Die Knechte wußten, daß ein reicher Tag ihnen bevorstand. Der Regen rann, der Mist flog, die Wagen kamen und gingen. Und vom Großknecht bis zum Handbuben dachte jeder an den kommenden Tauffchmaus. ...

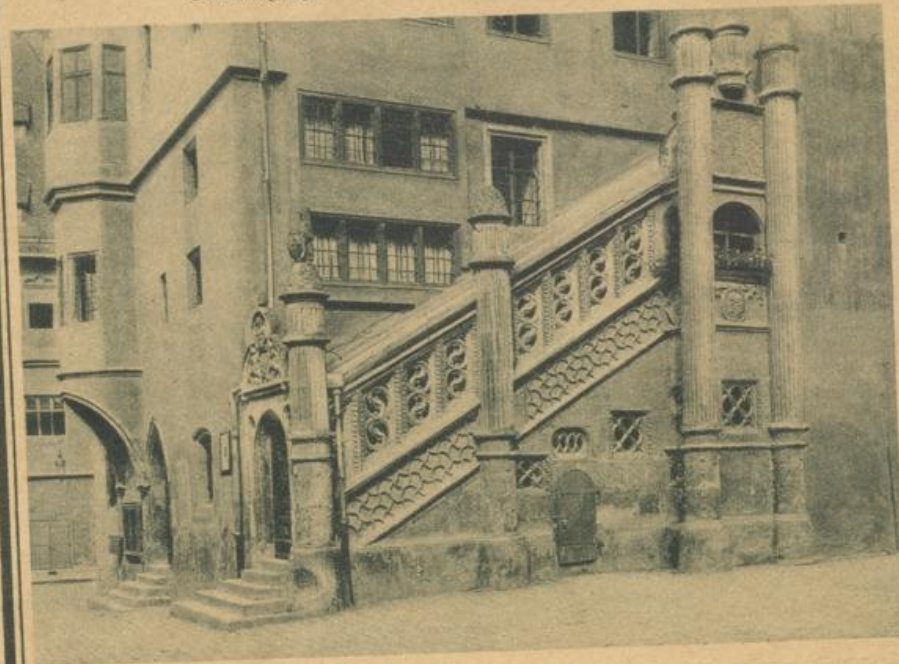
Sie nannten das Kind Hansle, weil der Vater der Schloßbäuerin Hans hieß. Doch die glückliche Mutter hätte es am liebsten Schmerzenskind oder Sonne oder blaue Ferne oder heller Tag genannt, denn das alles war ja das Kind für sie. Sie lag lange in der stillen Kammer und konnte erst wieder an einem warmen Herbsttag mit ihrem Glückskind in den Armen ins Freie gehen. Ihre Schritte lenkten sich nach der Ruine. Mutter und Kind hatten nun viel Sonne. Der Kleine lag mit geschlossenen Augen auf ihrem Schoß. Und das glückliche Weib dachte an ihre Sommerträume und dankte Gott für die Erfüllung. Die Ferne war dunstig; das Donautal hinauf flimmerten Millionen silberner Fäden in dem blauen Dunstschleier. Ganz hinten schimmerten wie durch einen feinen Vorhang die leichten Umrisse des Bussen. Die Schloßbäuerin liebte auch den heutigen Tag, da die Ferne verschleiert war. Nun lockte sie nicht mehr das frühere krankhafte Heimweh, Ausschau zu halten nach ihrer alten Heimat. Sie trug ja ihr ganzes Glück in ihren Armen und preßte es an ihr Herz.

Hansle wuchs und wurde ein stilles Kind. Während seine Brüder schon fluchend fuhrwerkten und lärmend und propzig in der Dorfwirtschaft saßen, war Hansle immer bei der Zeit seiner Geburt tranklichen Mutter. Als er fünf Jahre alt war, führte

Aus einer alten



Stadteingang durch das Bergertor



Freitreppe am Rathaus



Hinter der Stadtmauer



Spital mit Heilig-Geist-Kirche

Neben den zahlreichen im großen Verkehr gelegenen Wanderzielen von landschaftlicher, historischer und künstlerischer Bedeutung weist die deutsche Heimat eine Reihe „stiller Winkel“ auf, die des Besuches nicht minder wert sind, aber von der großen Menge noch nicht „entdeckt“ und daher nur von einem kleinen Kreise eingeweihter Naturgenießer, Forscher oder Künstler besucht zu werden pflegen. Ein stiller Winkel dieser Art ist ein im Norden des bayerischen Schwabenlandes gelegener, von der alten Reichsstadt Donauwörth aus zugänglicher Landstrich, das „Ries“ genannt. Schon den alten Römern, die sich hier angesiedelt hatten, erschien diese Landschaft so eigenartig, daß sie dem Gau einen besonderen Namen gaben: Pagus Retiensis nannten sie ihn, und man darf wohl annehmen, daß sich hieraus der sonst schwer zu erklärende Name „Ries“ gebildet hat. Eingebettet zwischen den Hügeln des schwäbischen und des fränkischen Jura dehnt sich — kreisrund und flach wie ein Teller — eine weite, fruchtbare Ebene aus, durch die sich die Wörnitz und ihr kleiner Nebenfluß, die Eger, in zahllosen Windungen schlängelt. Die Ueberlieferung erzählt von einem See, der einst diese Mulde gefüllt haben soll und der an Ausdehnung fast dem heutigen Bodensee gleichgekommen wäre. Die fruchtbare Lettendecke dieses Bodens, wie auch die zahlreichen versteinerten Ueberreste von Süßwassertieren, die sich in der Gegend gefunden haben, scheinen dieser Annahme recht zu geben. In noch früheren,

Erdschichten aber war diese ganze Gegend wahrscheinlich ein Herd gewaltiger vulkanischer Ereignisse. Geologisch gesprochen gilt heute das Ries als „jungtertiärer Einbruchskessel, der durch Nachsacken eines in der Tiefe sich bildenden vulkanischen Ergusses entstanden ist.“ Fast inmitten dieser Ebene — von der heute der größere Teil zu Bayern, ein kleiner Teil zu Württemberg und sich die alte freie Reichsstadt Nördlingen, die den Zeitläuften über ihre alten, aus dem 14. Jahrhundert stammenden Umfang kaum hinausgewachsen ist. Der Turm ihres Gotteshauses — geweiht und 1505 vollendet — wird an Höhe nur von wenigen Bayernlandes übertroffen und ist — weithin sichtbar — gewissermaßen Zeichen des ganzen Riesgaaues. Die Geschichte der Stadt reicht Zeiten der Römersiedelungen zurück; als Curtius Regia Nordi Stadt schon in einer Urkunde des Jahres 898 erwähnt. Später Stadt zum Bistum Regensburg, sie fiel aber um die Mitte des 13. Jahrhunderts einer gewaltigen Feuersbrunst zum Opfer. Kaiser Friedrich II. unterstützte ihren Wiederaufbau, indem er zu diesem Behufe den Einwohnern die Steuern erließ, gleichzeitig verlieh er der neu erstehenden Siedelung die Rechte einer freien Reichsstadt. Gegen die benachbarten Grafen von Oettingen allerdings,



Bild

Reichsstadt
sich an, und
Raum ein
vollkommen
ist die Stadt
mauer umgü
umschließt, s
Bild eines ei
grüntes allen
mit Holzzieg

Reichsstadt

die wiederholt den Versuch machten, sich der Stadt zu bemächtigen, hatte Nördlingen seine Freiheit fast ein Jahrhundert lang zu verteidigen. 1327 wurde die Stadt auf Anregung Kaiser Ludwigs des Bayern erweitert und erhielt dabei die Mauern und Stadtumwallungen, wie sie noch heute stehen. Nördlingen wurde daraufhin bald der Sitz eines regen gewerblichen und geschäftlichen Lebens. Der Fleiß und die Geschicklichkeit ihrer Zünfte, unter denen die Gerber und Lodenweber obenan standen, brachten der Stadt einen verbreiteten Ruf und großen Wohlstand ein, und die „Nördlinger Messe“ war das ganze Mittelalter hindurch weithin berühmt und viel besucht. Dieser Wohlstand machte es der Stadt auch möglich, zu ihrer Verteidigung Bauten zu errichten, die in deutschen Landen wohl einzig in ihrer Art dastehen. In den Zeitraum der Jahre 1472 bis 1505 fällt dann auch die Erbauung der mächtigen St. Georgskirche. Unter den Stürmen des 30jährigen Krieges hatte Nördlingen schwer zu leiden. 1634 wurde die Stadt von den Kaiserlichen unter Ferdinand von Ungarn und Gallas belagert. Der Versuch der von Herzog Bernhard von Weimar und General Horn geführten Schweden, die Stadt zu entsetzen, führte zu der folgenschweren Schlacht bei Nördlingen. Noch einmal — im Jahre 1645 — stand Nördlingen im Mittelpunkt eines mörderischen Kampfes und mußte sich, nach 10-tägiger Belagerung, den Franzosen unter Condé ergeben. 1647 wiederum schleuderte das Bayerische Kriegsvolk Zündkugeln in die Stadt und 141 Gebäude fielen dabei den Flammen zum Opfer. In den Napoleonischen Kriegen wechselten Durchzüge und Einquartierungen ohne Ende. Napoleon selbst weilte einmal mit seinem Generalstab vorübergehend in Nördlingen. 1802 wurde die Stadt von bayerischen Truppen besetzt; damit war ihr Ende als freie

Reichsstadt besiegelt. Hungersnot, Teuerung, Aufstände und Unruhen schlossen sich an, und erst mit dem Sturze Napoleons kehrten Ordnung und Frieden wieder. Kaum eine zweite Stadt in Deutschlands Gauen dürfte es geben, die noch so vollkommen ihr mittelalterliches Gepräge bewahrt hat. Wie vor Jahrhunderten ist die Stadt noch heute in ihrer ganzen Ausdehnung von der schützenden Stadtmauer umgürtet. Der Wallgraben aber, der die Stadt außerhalb der Mauern umschließt, ist längst nützlicheren Zwecken dienstbar gemacht und bietet heute das Bild eines einzigen großen Obstgartens. Jedoch auch innerhalb der Stadtmauern grüntes allenthalben. Aus dem Grün der Obst- und Zierbäume ragen die spitzen, mit Hohlziegeln gedeckten Dächer hervor, und in dieser oder jener Gasse recken sich selbst Fichten und Föhren zum Himmel. Einen vorzüglichen Ueberblick über die Vergangenheit und die Bedeutung der Stadt bieten die Sammlungen, die heute in dem interessanten alten Rathaus untergebracht sind. Nicht nur der Forscher, sondern auch der Tageswanderer findet hier eine Fülle beachtenswerter Gegenstände.



Reimlinger Torturm und Gasse hinter der Stadtmauer



Ehemaliges Barfüßerkloster am „Hafenmarkt“



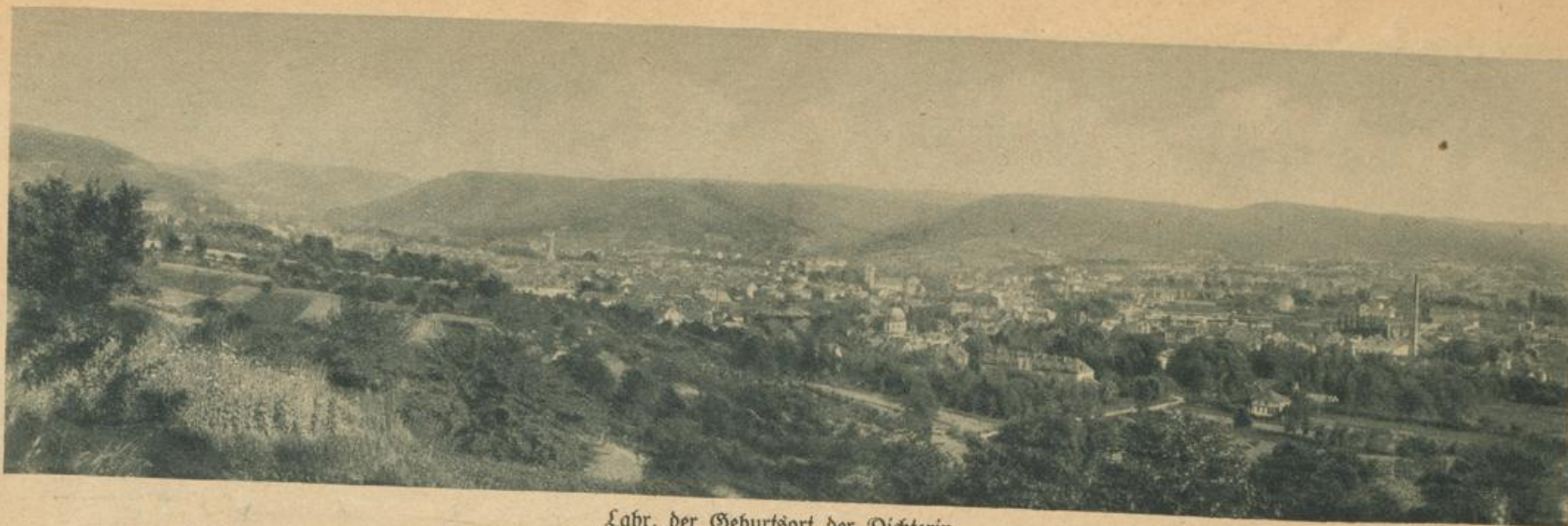
aus mit Marktplatz



Alte Häuser an der Gerbergasse



Löpfinger Tor



Lahr, der Geburtsort der Dichterin

Ein neuer Stern am Dichterkhimmel

Von Studienrat Franz Engelbert Wüstefeld

In außergewöhnlichem Maß künstlerischer und dichterischer Begabung zeigt die junge Romanschriftstellerin Juliana von Stockhausen. Schon mit 15 Jahren begann sie Märchen zu schreiben, und im Alter von siebzehn Jahren verfaßte sie ihren ersten Roman „Das große Leuchten“ aus der Zeit des schwäbischen Bauernkrieges. Der historische Roman ist seitdem ihr Hauptarbeitsfeld geblieben. Wie kommt sie gerade zu der historischen Dichtung? Nach ihrem eigenen Ausspruche ist vieles Vererbung. Sie stammt aus einem uralten, deutschen Geschlecht. Das kriegerische, kulturreiche Blut ihrer Ahnen hat sich in ihren Adern zu einer lebensvollen, starken Kraft verdichtet und so ausgewirkt, daß längst geschehene Ereignisse und Gestalten der Vergangenheit in ihrem Geiste und Worte wieder lebendig, tatsächlich werden.

Juliana von Stockhausen ist Süddeutsche. Im Jahre 1899 erblickte sie nahe dem badischen Schwarzwald in der Stadt Lahr das Licht der Welt. Ihre Mutter ist Badnerin, ihr Vater Westfale. Da ihr Vater als Offizier oft die Garnison wechselte, kam schon die junge Tochter weit umher. Man kann da keine Bodenständigkeit erwarten, um so mehr weitete sich aber der Blick für die Welt. Farbenfreudig war die Kindheit, alles Schöne und Edle, hohe und Tiefe nahm sie früh in sich auf, um es später in lauterer, abgeklärter Form aus edlem Dichterherzen herausfließen zu lassen in den großen Werken, die wir jetzt voll Begeisterung und Bewunderung lesen. Nach dem großen Erfolge ihrer viel begehrten Werke war sie in der Lage, von Meinungen aus, wo sie bis vor kurzem lebte*), sorgenlos weite Reisen zu machen, um die Wunder der Welt zu genießen, um neuen Stoff zu finden für künftige Werke. So versteht man den freudigen Optimismus, der aus ihren Schriften spricht.

Tiefschürfende und umfassende Studien auf religiösem, sittlichem und allgemein kulturellem Gebiet benötigt die Abfassung eines historischen Romans. Daß die Dichterin sich mit tiefem Ernst, innerer Freude und Wärme diesen Studien hingab, zeigen ihre Romane zur Genüge. Mit einer förmlich ekstatisch zu nennenden Intuition lebt sie in dem zu



Juliana v. Stockhausen

behandelnden Stoffe und schafft daran mit solch eiserne Fleiß, daß sie vollständig in die Ereignisse hineinwächst, daß sie jede Szene, jedes Bild unendlich plastisch und scharf umrissen vor sich erstehen sieht, daß sie sogar die Unterhaltung der Redenden in allen Einzelheiten hört, das Mienenspiel und die Gesten ihrer Gestalten sieht und wahrnimmt.

Ihr sprachliches Können sowohl in der Dialogführung wie in der Schilderung ist oft geradezu glänzend. Und wie feinsinnig weiß sie mit dem historischen das rein Menschliche zu verquiden! Da gibt es keine steifen Figuren, es sind Menschen von Fleisch und Blut, die lebenswahres, tiefes Empfinden in ihrer Brust bergen.

Ihr erstes Werk „Das große Leuchten“*) (1918) führt in die Zeit des Bauernkrieges und behandelt den Aufstand der schwäbischen Bauern am Bodensee (um die Mitte des 16. Jahrhunderts) wider den herrischen Adel. Die stolze Gräfin Gervasia, die in ihrer Ehe nur tiefes Leid erfuhr und deshalb voll Neid ihren edlen Lehnsbauern Hempterger das reine Glück nicht gönnt, ja ihn, als er ihre sündhafte Liebe zurückweist, mit satanischer Rache zugrunde richtet, wächst zur Dämonin, zur Furie empor, um dann von furchtbaren Gewissensqualen und Reue gepackt im Tode die allesverzeihende Liebe und Vergeltung zu schüren. „Das große Leuchten“ zu schauen. Wenn auch die psychologische Begründung in diesem Erstlingswerk noch nicht hinreichend und tief genug durchgeführt ist und die Dichterin nach dem großen Vorbilde der Enrika von Handel-Mazetti gearbeitet zu haben scheint, so kann man doch zweifellos die außergewöhnliche Begabung der jungen Verfasserin darin schon erkennen. Sie hat bereits den großen und weiten Blick für das Wesentliche, zeichnet sicher und scharf die Charaktere, schildert mit Wucht und Leidenschaft und zeigt dabei tiefe lyrische Empfindung.

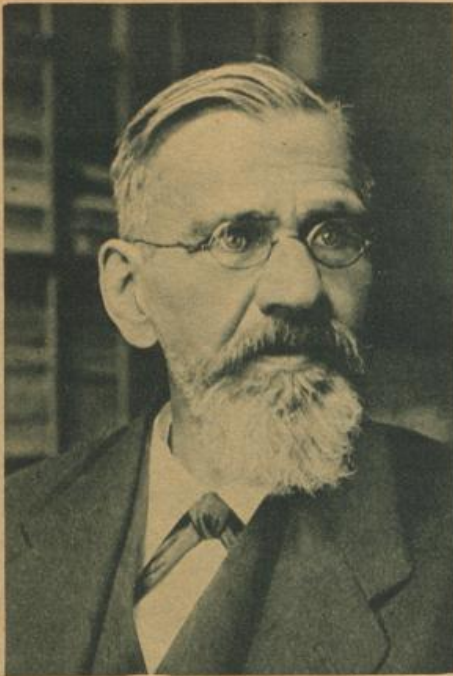
*) Die Werke erschienen bei Kösel u. Pustet in Kempten.



Urteilsplatz



Storchenturm



Der bekannte Historiker Professor E. Meyer
Fotothek



Das deutsche Reichskabinett im Sitzungssaal
Hinter dem Tisch von links nach rechts: Reichspostminister Dr. Stingl, Reichsinnenminister Schiele, Reichskanzler Dr. Luther, Reichswirtschaftsminister Neuhaus. Vor dem Tisch von links nach rechts: Reichsernährungsminister Dr. Ranik, Reichsarbeitsminister Brauns, Reichsverkehrsminister Krohne, Reichsaußenminister Dr. Stresemann, Reichsfinanzminister Schlieffen. Im Hintergrund an der Wand stehend: Reichspressechef Kiep, vor ihm sitzend: Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Dr. Schubert, links neben ihm sitzend: Staatssekretär im Reichspräsidentium Dr. Leißner
Continental



Der neue amerikanische Botschafter in
Berlin Mac Cornick Fotoaktuell

Neben Scheffels Eckhard kann man ein anderes so kulturgeschichtliches Dichterwerk wohl schwerlich stellen.

Mit dem Untertitel „Der Roman des Barock in der Pfalz“ erschien 1920 „Brennendes Land“. Er spielt am Kurfürstenhof in Heidelberg. Um den tränkenden Kurfürsten und die schöne Hofdame Sofie Rüd von Collenberg scharen sich die Höflinge als typische Vertreter ihrer Zeit. Gewaltige Leidenschaft wechselt mit tänzelndem Schäferspiel, während draußen das rechtlose Volk ob der Steuerlast verbittert murr und grollt. Nur der harte Wille des Fürsten gebietet, den aber umgieren und regieren die Hofstrazen und das Weib. Die Hofdame umwirbt der Kurfürst nicht minder, seit es der Obrist-Marschall und der junge Leutnant, ihr Better, tun, bis der Marschall den Jüngling am Spieltisch zugrunde richtet. Als die Collenberg nun sieht, was ihre Soune und Kofetterie angerichtet haben, sucht sie den Geliebten zu retten, indem sie mit tiefstem inneren Widerstreben die Gattin des Marschalls wird. Nach des Kurfürsten Tod wird die Pfalz „Brennendes Land“. Bild stammt des Pfälzer Land auf unter der Brandfackel des Erbfolgekrieges. Ein bedeutender Fortschritt ist in diesem Werke festzustellen, wo das Schicksal des brennenden Landes mit der Not und Pein des gequälten Frauenherzens eng verbunden ist. Dieses zweite Werk, das 1921 in Wien veröffentlicht wurde, bedeutet einen gewaltigen Fortschritt in dem Ringen nach voller Reife.

In ihrem nächsten Roman „Die Lichterstadt“ (1921) gibt die Verfasserin ein Niesengemälde aus dem 16. Jahrhundert, dem Zeitalter der Renaissance und Reformation. Der Landsknechtführer Frundsberg ist die lichte, treue und wahre, echt deutsche Heldengestalt, die so ganz im Gegensatz steht zu der verderbten Kultur an den italienischen Fürstentümern. Derb wie das Leben und Treiben der Landsknechte ist oft die Sprache, aber echt, packend. Neben dem Helden ragen drei Frauengestalten hervor, die dem Ritter Frundsberg nahe stehen. Sein Weib Katharina ist ganz deutsche Frau und Mutter, ist reine Zartheit und innige Fraulichkeit, die ihr Leben gibt, um neues Leben zu schenken; die stolze Römerin

Lucrezia Rovero, ganz Sinnlichkeit, verführerische Schönheit und eitel Wollust. Anna von Lodron verkörpert den herben Stolz, der erst in der Liebe zur Opferfreudigkeit wächst. Das Werk ist ein Versuch, die tiefsten und letzten Probleme des Lebens künstlerisch zu erfassen und zu meistern.

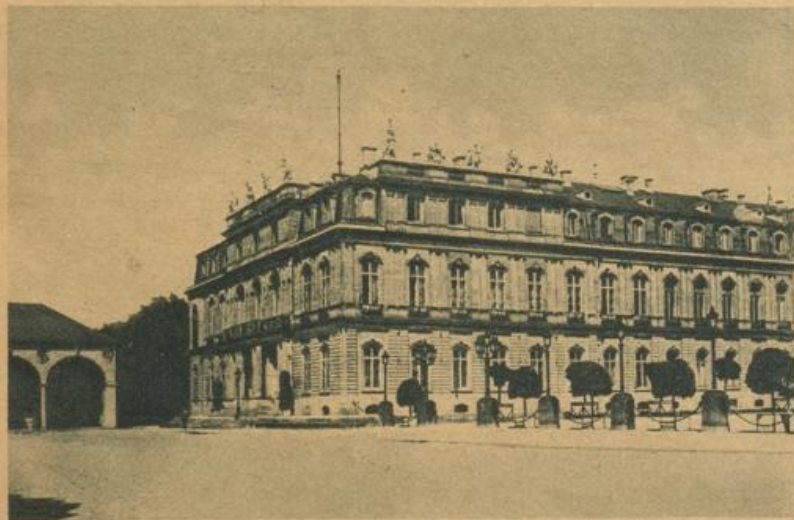
Der letzte Roman, „Die Soldaten der Kaiserin“ (1924), ein Maria Theresiaroman, beweist aufs neue, daß sie über weltbewegende geschichtliche Stoffe Herr zu werden vermag. Den weiblichen Künstler und Dichter muß es besonders reizen, das Leben und Schaffen einer großen Frau darzustellen, einer Frau, die ihrer Zeit ein eigenartiges Gepräge aufdrückte. Man bewundert gerade in diesem letzten Werke das außergewöhnlich plastische Schauen, die oft geradezu glänzende Dialogführung, die prächtigen Bilder. Maria Theresia tritt uns rein menschlich wenig näher. „Es ist das Wesen der Krone, das sie einsam macht.“ Obschon sie sechzehn Kindern das Leben schenkte, muß sie sich doch schließlich gestehen, daß sie nicht das Ideal einer Gattin und Mutter war. Gerechtheit und Gerechtigkeit sind ihr unverlegbar, Erbarmen und Mitleid läßt sie kaum aufkommen. Einige Szenen wirken großartig packend, so als ihr Sohn, der junge Kaiser Joseph, mit wahren Feuereifer seine Ideen vertritt und ihr vorhält, daß sie nie „Mutter“, gütige Landesmutter gewesen sei. Etwas reichlich gefühlsmäßig ist die Liebesgeschichte der schönen Hofdame Gräfin Haydt mit dem wilden Panduren-Obersten von der Trenk. Doch mit Maria Theresias Schicksal so eng verknüpft, durchwärmt und erleuchtet diese Liebesgeschichte und das aus der Verbindung entsprossene Kind den Gang der Handlung und gibt wirkliches Leben. Das jüngste Werk, das auch sprachlich einen Fortschritt bedeutet, ist ein glänzend geschriebener kulturgeschichtlicher Roman, der uns die junge Meisterin zeigt, wie sie ihren Höhenflug beginnt und unter Entfal-

tung und Ausnutzung ihrer hervorragenden Fähigkeiten und hohen Begabung mehr und mehr sich zu wahrer Größe entwickelt. Mit Stolz und froher Erwartung wird man neuen Werken der jungen Künstlerin entgegensehen.

Deutsches Auslands-Institut und Haus des Deutschtums in Stuttgart

In der Hauptstadt des Schwabenlandes, in Stuttgart, wurde im Jahre 1917, noch inmitten des Krieges, das Deutsche Auslands-Institut geschaffen. Schon damals wußten seine Gründer, als Deutschland noch keinen Krieg verloren hatte, daß all die abgerissenen Fäden mit dem Ausland nur in engster Verbindung mit den draußen lebenden Auslandsdeutschen wieder zu knüpfen sein würden. Das galt noch viel mehr, nachdem Deutschland als besiegtes Land aus dem Weltkrieg hervorging, und so wurde aus kleinen Anfängen heraus im Laufe weniger Jahre ein großes, weitumfassendes Werk. Der Aufgabe, Auslandsdeutschtum und Heimat zu verbinden, ist die Arbeit des Instituts gewidmet.

Heute ist das Deutsche Auslands-Institut in Stuttgart noch im Neuen Schloß untergebracht. Um seiner Arbeit eine eigene Heimstätte zu schaffen, wird das Haus des Deutschtums erbaut, das am 21. Mai 1925 feierlich eingeweiht werden soll, als ein Ausdruck unseres Willens: deutsche Art und deutsche Kultur überall, wo Deutsche leben, zu erhalten und zu pflegen, als Symbol für den Gedanken eines einheitlichen deutschen Volkstums.



Neues Schloß, bisher Sitz des Auslands-Instituts



Das neue Haus des Deutschtums in Stuttgart



Ein aufmerkfames Auditorium (Junge Schottländerin mit ihren Lieblingshunden)



Graubündner Mädel auf Schlittschuhen



Eitle Schönheit. Junges Mädchen mit Stirnband



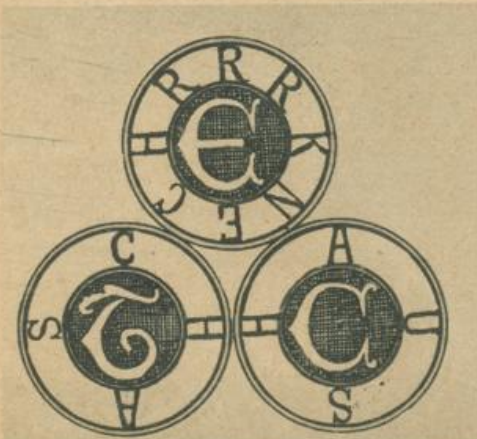
Drei lustige Schlittschuhläuferinnen

Sennecke

Anagramm

Du kannst sie einzeln taum gebrauchen,
Zur Fortbewegung brauchst du zwei;
Doch machst du ein „ie“ aus „ei“,
Muß es im Korbe sich verdrauchen.

Bilder-Rätsel



Die Auflösungen folgen in nächster Nummer

Humor

Die Kleinigkeit. Ein Student, der sehr wenig gelernt, verabschiedete sich bei seinem Professor, in dessen Hause er freundschaftlich verkehrt hatte. „Gerr Professor“, begann der Musenjohn, „Ihnen verdanke ich alles, was ich gelernt habe.“ — „O, Schweigen Sie nur still“, rief der Professor, „und erwähnen Sie nicht eine solche Kleinigkeit!“

Die Honorarfrage der Aerzte. „Ihre Heiserkeit ist vollkommen gehoben, meine Gnädige; Sie können jeden Augenblick wieder auftreten. Gelegentlich bin ich so frei, hier meine seit zwei Jahren bei Ihnen gemachten Besuche zu notieren.“ — „Aber Doktor, Sie werden doch von mir kein Honorar verlangen? Alle Welt zahlt, um mich zu sehen, die enormen Eintrittspreise in's Theater, und ich lasse mich vor Ihnen täglich umsonst sehen.“

Ein Milderungsgrund. Verteidiger (vor Gericht): „... Und dann, meine Herren Geschworenen, was doch gewiß als mildernder Umstand für meinen Klienten anzusehen ist — der Gestötete hatte sein Geld vorher deponiert; bedenken Sie — er hat bei jenem Ueberfalle nichts verloren, als sein Leben!“

Zur Beruhigung. „Darf ich in diesem Zimmer rauchen?“ — „Ganz ungeniert, der Ofen tut's auch.“

Ausgleich. Präsident: „Haben Sie noch etwas zu dem Antrage des Staatsanwalts zu bemerken?“ — Angeklagter: „Ich bitt' schön, mir die Polizeiaufsicht zu erlassen, da ich ohnehin schon verheiratet bin.“

Auflösung des Bilderrätsels: Sofia

Auflösung des Mosaikquadrats:

Es	li	eb	idi	e	w
elt	da	ss	tra	hle	nd
ez	us	chw	är	ze	nu
nd	da	ser	hab	nei	n
den	sta	ubz	uz:e	hn	fr
A.	ie	dri	chs	chi	ll er

Auflösung des Eisberrätsels:

„Der Bürokrat tut seine Pflicht — von neun bis eins; mehr tut er nicht.“ K. P.

Ludw. Held: Der Obersteiger.

Duett, Englisch, Rührei, Benzin, Urschiefer, Elite, Rabulist, Oberammerngau, Kompott, Reihler, Allah, Tonne, Telegramm, Atlas, Tessin, Sarasani, Elbe, Isis, Regri, Eigenlob, Platen, Fuchsbau, Laute, Italien, Carmen, Hugo, Triglav.